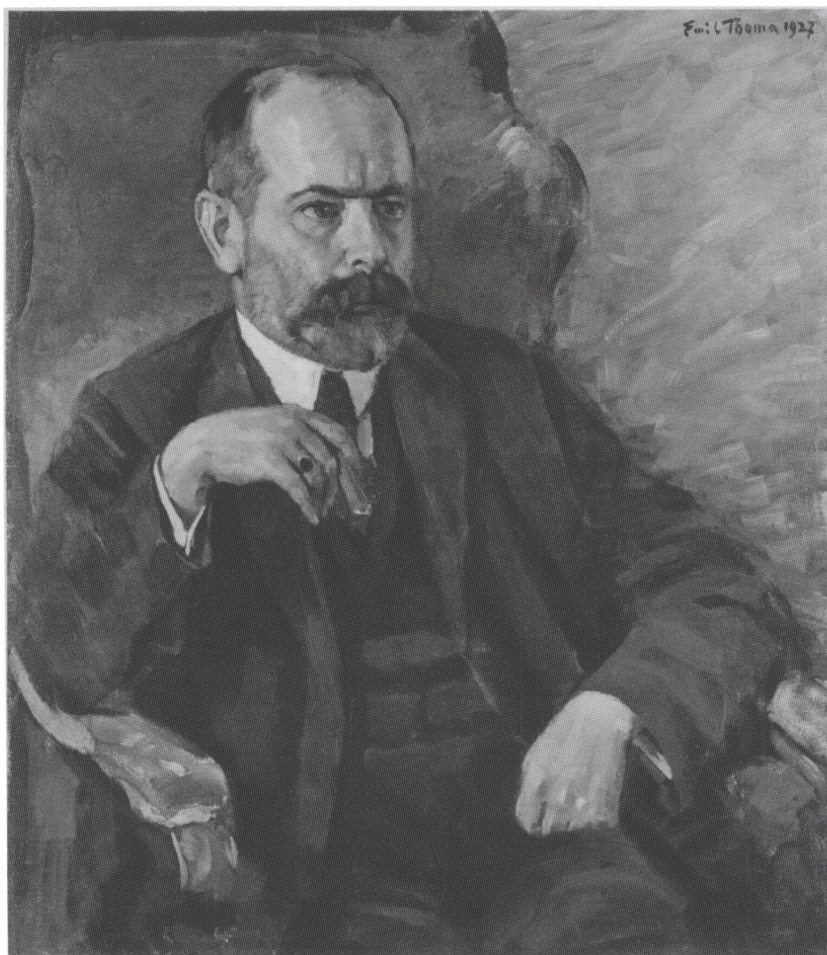


Paul Nikolaus Goffmann

Von diesem Werke wurden
100 Exemplare handschriftlich
numeriert.



Emil Thoma 1927.

Paul Nikolaus Gossmann

zum sechzigsten Geburtstage

am 6. April 1929



München und Berlin 1929

Verlag von R. Oldenbourg

Lieber hochverehrter Herr Professor!

Wenn die „Süddeutschen Monatshefte“ Ihnen als Geburtstagsgeschenk einen Band mit Ihren eigenen Aufsätzen bringen, so mag das dem Außenstehenden vielleicht verwunderlich vorkommen; aber wer darin liest, glauben wir, wird uns zustimmen, daß es kein besseres Mittel gab, zu sagen, was Sie uns bedeuten, als indem wir Sie selbst aussprechen lassen, was Sie sind. Allen Angriffen gegenüber, denen Ihr Name in diesen Monaten ausgesetzt war, gegenüber allen Verzerrungen und Verdächtigungen soll Ihre eigene Stimme den Menschen zeigen, den wir Nächsten in Ihnen gefunden haben, verehren und lieben. Auch uns ist der Weg zu ihm nicht immer ganz leicht gewesen; denn er führt nicht zu etwas Alltäglichem, und Sie pflegen ihn in der Regel nicht zu ebnen.

Darf ich erzählen, wie es mir persönlich ergangen ist? Meine erste Begegnung mit Ihnen war an einem düsteren Wintertag 1910, in dem alten kleinen Redaktionszimmer im Erdgeschoß. Ich hatte den „Süddeutschen“, die ich seit ihrem Entstehen las und liebte, zum erstenmal einige unbekannte Schopenhauerdokumente angeboten, und Sie eröffneten mir nun, daß Sie die neuen Altstücke gerne nähmen, daß aber mein Begleittext auf ein Mindestmaß gekürzt werden mußte: gerade auf diesen war ich natürlich, als angehender Autor, besonders stolz gewesen und opferte ihn nicht leicht. Ihr Gesicht leuchtete sehr bleich, in einem matten Gelb, aus dem tiefdunklen Vollbart und dem Rauch schwerer Zigarren; Sie sahen schwermütig, ja traurig aus, aber mit einem seltsam gegensätzlichen Zug von Strenge und Großartigkeit. Das Gespräch war kurz und wortkarg, mit langen Pausen. Ihre

Art erschien mir eigentwillig, gewalttätig, diktatorisch, und ich wehrte mich innerlich gegen Sie. Aber die Macht des Geistigen, die von Ihnen ausging, auch im Schweigen, nahm mich gefangen; wie ich die Tür hinter mir schloß, wußte ich, daß ich einem der merkwürdigsten und rätselvollsten Menschen in meinem Leben begegnet war.

Ich sah Sie erst wieder in den gewaltigen Tagen des August 1914, als ich, vom Militär heimgeschickt, beim Roten Kreuz und beim Federdienst Trost suchte. Da schlug mir aus Ihren einfachen, ruhig beherrschten Worten das Unbedingte, das Rücksichtslose des Einsatzes für Deutschland auch im geistigen Kampf wie eine Flamme entgegen. In wenigen Minuten war eine geistige Gemeinschaft begründet, ein Verhältnis der Zusammenarbeit zwischen Ihnen, dem Älteren und so viel Reiferen, und dem erst noch werdenden, das allein mich an Sie binden würde, solange ich lebe. Nun erst lernte ich Ihre geistige Beweglichkeit und Klugheit kennen, die Raschheit und Schärfe Ihres Wises, die Gedankenfülle, den publizistischen Instinkt, die zähe und verwegene Tatkraft, die aufreibende Rastlosigkeit Ihrer Arbeit. Aber Sinn gab allem erst die unbegrenzte Hingabe an das innere Gebot. So erlebte ich mit Ihnen die Hoffnung und alsbald die Sorgen, das Ringen und den Zusammenbruch des großen Krieges. Ich sah Sie Ihre Stellung, Ihr ganzes bisheriges Lebenswerk ohne Zögern aufs Spiel setzen; Sie verloren darüber nicht ein einziges Wort — nur das Menschliche, was Sie dabei erfuhren, ging Ihnen nahe. Ich sah Sie Ihren Namen und Ihre persönliche Ehre dem Verdacht und der Beschmutzung preisgeben, wie die innere Stimme auch dieses schwerste Opfer für das Vaterland von Ihnen verlangte; Ihr Mund hat nicht gezuckt, obwohl Ihr weiches, schmerzempfindliches Herz sich aufbäumte. Ich war damals überzeugt davon, daß Ihre Bestimmung sein würde, irgendwie einmal als Märtyrer zu enden.

Und doch hätte ich Sie auch jetzt noch nicht eigentlich gekannt, hätte ich nicht das Glück gefunden, Ihnen in diesen und den nächsten Jahren auch im rein Menschlichen nahe zu sein — Sie mit Kindern Schlittschuh laufen und seifenblasen, mit Ihrem Kanarienvogel spielen zu sehen, in persönlicher Not selbst Ihre Hilfe zu erbitten,

und durch Ihr Tun das zu erkennen, was Ihre Lippen undurchdringlich verschweigen: die Kindlichkeit des Herzens, die hilfreiche Güte eines Schmerzerprobten, die Kraft der mit-leidenden Liebe, welche weiß, daß sie das Mächtigste und zugleich das Schwächste auf dieser Erde ist, das einzig Verbindende und zugleich das Einsamste: die eigentliche Kraft Gottes in den Verstrickungen der Endlichkeit.

Auch diese Tage der täglichen Gemeinschaft sind vergangen, und es scheint umsonst, sich nach ihnen zurückzusehnen. Neue, äußerlich größere Aufgaben haben Beschlag auf Sie gelegt. Sie sind ein Magnet, der in jeder Lage die Arbeit von allen Seiten an sich zieht, ein wahrer Verschwender der Arbeit, ein Menschenverbraucher, den seine Aufgaben vom einen immer fort zum andern führen, ein rastloser geistiger Wanderer, dessen Weg noch nicht zu seinem Ende gelangt ist. Aber wer je der Ihre geworden ist, den macht keine solche Ferne mehr schwierig. Er kennt die Treue, die in Ihrem Innersten ruht. Er hat einmal ahnend gefühlt, wie alles Einzelne in Ihnen untrennbar zusammenhängt und ineinandergreift, was wir nur in Stücken gewahr werden und was aus der Entfernung sphingartig und rätselvoll gemischt erscheint: das Weiche und das Strenge, das Offene und das Berechnende, das Mildtätige und das Abweisende — der grausame Realismus und die märchenhafte, märchenstarke Phantasie, der Machtsinn und der Opfertrieb, das Weltkluge und das Weltfremde, die Züge, die an Erwin und die an Thomas a Kempis erinnern: die Unruhe des Irdischen und die Stille des Ewigen. Er weiß, auf welche Sterne in allem Getümmel Ihre Augen gerichtet sind, und wo er Ihrem Blick jederzeit begegnen kann, wenn seine eigenen Augen rein genug bleiben; wohin in aller Beschränkung und allem Irrtum, denen keiner von uns entrinnt, Ihre Seele zielt: nach jenem inwendigen Reich, „das überall ist, wenn wir es nur betreten könnten, und doch fast nirgends, weil so wenige von uns es eben können; die wenigen aber, die es können, verdienen Sieger im Kampf des Lebens genannt zu werden, ihnen gehört das *regnum et diadema tutum*“.

Karl Alexander von Müller.

Erinnerung

Fügt es sich nicht schön, daß das fünfundzwanzigste Jahr der „Süd-
deutschen Monatshefte“ zusammenfällt mit dem sechzigsten ihres
Herausgebers? Kann man Gossmanns gedenken, ohne von Gossmanns
Monatsheften zu sprechen? Der Gedanke, ihn in Form einer Fest-
schrift durch eine Sammlung von Beiträgen seiner Mitarbeiter zu
ehren, lag anfangs nahe. Aber macht ihn nicht das gleichzeitig er-
scheinende Gesamtverzeichnis aller Jahrgänge unmöglich? Die „Süd-
deutschen Monatshefte“ sind viel zu sehr Gossmanns persönliches Werk,
das kein Anderer je hätte leisten können, als daß eine von anderer
Seite unternommene Hinzufügung eines weiteren Bandes zu den sei-
nen etwas anderes hätte werden können als eine abschwächende Kopie.

Wenn die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flieht, so ver-
schwindet der Herausgeber einer Zeitschrift hinter seiner Leistung schon
vor der Mitwelt. Er läuft Gefahr, zu einer mythischen Gestalt zu
werden; und wenn wie bei Paul Nikolaus Gossmann sachlicher Zwang
und persönliche Neigung zum einsamen Werk zusammenkommen, ist
es dann nicht geboten, daran zu erinnern, daß hinter diesem einsamen
Werk ein höchst persönliches Individuum steht? Hinter dem denkbar
größten Erfolge der Zeitschrift aber jener Verzicht, den Goethe an-
deutet, wenn er zu Eckermann sagt: „Ich habe all mein Wirken und
Leisten immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde
ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln.“
So schien uns der einzig mögliche Beiträger zur Gossmann-Festschrift
er selbst. Wenn wir den Autor für diese nicht zu leugnende Verletzung
des Urheberrechts um Indemnität bitten, können wir einen Aphoris-

mus ins Feld führen, den er selbst vor dreißig Jahren ahnungslos geprägt hat: „Wer Bücher lesen will, die ihm ganz gefallen, der muß sie selber schreiben.“

*

„Der Joachim des Violoncells wird am 17. Mai achtzig Jahre alt. Dem jüngeren Geschlecht ist sein Name wenig geläufig, denn seit mehr als zwei Jahrzehnten hat Bernhard Gossmann auf den Virtuosenlorbeer verzichtet und in Frankfurt a. M. als Lehrer des Violoncell- und Quartettspiels am Dr. Hochschen Konservatorium eine Lebensaufgabe gefunden, die an idealer Wirkung seine einstigen Konzerterfolge hinter sich läßt.

Bernhard Gossmann ist am 17. Mai 1822 zu Dessau geboren, im selben Jahre wie Joachim Raff. Gleich vielen Musikern des vergangenen Jahrhunderts tat auch er den entscheidenden Schritt in die musikalische Öffentlichkeit in Paris. Als er 1840 hinkam, war die Stadt das Zentrum des europäischen Musiklebens; an sie war die Hegemonie Wiens übergegangen. Liszt war seit 1824 dort, Chopin seit 1830, ersterer hatte 1836 seinen berühmten Wettkampf mit Thalberg siegreich durchgeföhrt. Wagner, seit einem Jahr in Paris, traf 1840 mit Liszt dort zum erstenmale zusammen; Rubinstein traf, ebenfalls in Paris, vor Meyerbeer und Liszt zum erstenmal auf. Mit ihnen allen kam Gossmann in Berührung und galt bald als einer der erfolgreichsten Virtuosen. Eine Zeitlang traf er täglich Heinrich Heine im Café Montmartre, wo der Dichter „L'Algèmène (die „Allgemeine Zeitung“) zu lesen pflegte. Von 1843 an verbrachte Gossmann den Sommer stets in Baden-Baden, wo er an der Großherzogin Stephanie eine kunstverständige Gönnerin besaß; bei ihr hat er oft dem die Großherzogin hoch verehrenden Prinzen von Preußen, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm I. vorgespielt. 1847—1849 wirkte er in Quartettsoiréen des Leipziger Gewandhauses mit; seine Partner waren Ferdinand David, Joseph Joachim und Niels W. Gade. Mit Joachim lehrte er 1849 nach Paris zurück, wo sie zusammen Kammermusikkonzerte gaben. Ihre größte Leidenschaft galt den letzten Quartetten Beethovens, die damals den meisten Musikern und Kri-

tikern (von den Zuhörern nicht zu reden) wirt und unverständlich erschienen. Wenn heute diese grandiosen Schöpfungen öfter aufgeführt, tiefer erfaßt und dargestellt werden, und, wenn auch nicht auf völliges Verständnis, so doch auf unbedingte Ehrfurcht der Hörenden rechnen dürfen, so hat dies Quartett daran ein großes Verdienst. Als Gossmann wieder nach Paris kam, weilte Liszt fast schon zwei Jahre in Weimar, an das nunmehr die geistige Vorherrschaft in musikalischen Dingen übergeht. 1849 wird Joachim dort Konzertmeister, 1850 übersiedeln Joachim Raff und Gossmann, in demselben Jahre wird „Lohengrin“ in Weimar zum erstenmal aufgeführt, das Jahr 1851 bringt Ruffs „König Alfred“, Bülow wird Schüler Liszts, 1852 kommt Peter Cornelius.

Gosima von Bülow hatte Lassen gebeten, bei Gossmann zu sondieren, ob er, wenn aus der Sache etwas würde, bereit wäre, an der nach den Grundsätzen Richard Wagners in München einzurichtenden Musikschule das Lehramt für Violoncello zu übernehmen. Gossmann schrieb hierauf an Hans von Bülow: „Wagner stehe ich musikalisch ganz zur Verfügung; diese ehrenvolle Aufgabe wird mir künstlerische Befriedigung und Genugtuung gewähren und ist zugleich ein Zoll meiner Bewunderung für die Werke des Meisters. Beinah' befürcht' ich aber, daß Du philiströs von mir finden wirst, wenn ich den Wunsch ausspreche, zu keiner Fahne zu schwören; das widerstrebt meiner innersten, lange und tief wurzelnden Überzeugung. Mit meinen besten Kräften nach außen wirken, nach innen fern von allen Parteilungen ein ruhiges, unabhängiges Privatleben führen, ist das Ideal meiner Wünsche. Schreibe mir, ob dieses mit den in München von mir gehegten Erwartungen in Einklang steht.“ Bülow antwortete in einem langen Schreiben am 14. Oktober 1865 (Bülow, Briefe und Schriften, Bd. V, S. 60—64). Er beruhigte Gossmann bezüglich des „Fahnenweides“. Dann fährt der Brief fort: „Für Trio, Quartett — abgesehen von Deinen Leistungen als Solospieler und Orchestercellist — bist Du mir immer als der idealste, sympathischste unter allen Deinen Mitcellisten im Gedächtnis geblieben. Ich habe keinen gefunden, den ich sonst in Deutschland wert erachtete, mit mir

zu musizieren. Du begreifst sonach, weshalb ich bei dieser Gelegenheit lebhaft die Möglichkeit wünschte, Dich hierher verpflanzt zu sehen."

Gleichzeitig jedoch hatte Gossmann einen festen Ruf an das Konservatorium der Kaiserlichen Musikgesellschaft zu Moskau erhalten, dem er folgte. 1870—1878 verlegte er seinen Wohnsitz nach Baden-Baden, von wo aus er Konzertreisen unternahm. Für uns kommen hier besonders die vier Museumskonzerte in Betracht, die er mit Hans von Bülow in München gab (am 22. und 24. Januar, 7. und 10. Oktober 1873). Er spielte darin von J. S. Bach die Sarabande und Gavotte aus der D-dur Suite, mit Bülow zusammen Beethovens Cellosonaten op. 69, die selten gehörten Sonaten in C und D op. 102, eine Sonate von Boccherini, Werke von Rheinberger, Raff, Saint-Saëns und Liszt; mit Bülow und dem Hofkonzertmeister Edmund Singer zusammen die Trios von Bronsart. Die Sonate op. 69 von Beethoven war eine seiner berühmtesten Leistungen; Liszt bezeichnete die Art, wie er sie vortrug, als „einfach vollendet“. Gerne spielte der Künstler auch das Cellokonzert von Schumann, das eingeführt zu haben eines seiner größten Verdienste ist. Er bezeugte dadurch die Unabhängigkeit seiner künstlerischen Stellung, denn Schumann war damals bei den Wagnerianern verpönt. Noch glänzender dokumentierte er die Sachlichkeit seines Urteils, indem er von Anfang an für die neuen Kammermusikwerke des jungen Brahms eintrat.

Seit 1878 lebt Gossmann in Frankfurt a. M. Von den zahlreichen Cellisten, die ihre Studien bei ihm in Weimar, Moskau, Baden-Baden und Frankfurt vollendet haben, ist der Bayer Heinrich Kiefer der hervorragendste. An Gossmanns Spiel wird in gleicher Weise die technische Vollendung, der männliche Ton, die meisterliche Phrasierung und die ergreifende Innerlichkeit gerühmt."

Diese Akriseia des Vaters Gossmann aus der „Allgemeinen Zeitung“ in den Textteil aufzunehmen, hinderte nur der Umstand, daß zwar inhaltlich jede ihrer Angaben von seinem Sohne Paul stammt, ihre stilistische Fassung jedoch von mir, gezeichnet mit meiner damaligen Schiffe Δ. Ihren Abdruck an dieser Stelle rechtfertigt vor allem

auch die auffallende Ähnlichkeit wesentlicher Züge im Bilde von Vater und Sohn: zugleich das paracelsische *Alterius non sit qui suus esse potest* wie das Eintreten für das Große: „Unter richtig eintreten verstehe ich, daß man dauernd einer als groß erkannten Sache treu bleibt,“ heißt es in Gossmanns Schrift über Pflücker.

*

Aber nicht von der Musik als seinem archimedischen Punkte aus hatte dieser Sohn eines Musikers versucht, das Gefüge der Welt zu bewegen. Er kam von der Philosophie und den Naturwissenschaften her. 1899 erschien in einem Stuttgarter Verlage die Schrift „Elemente der Empirischen Teleologie“, in der es gegen den Schluß zu hieß:

„Es scheint, daß in der biologischen Forschung eine Periode ihrem Ende entgegengeht. Das Verdienst dieser Periode kann man wohl darin erblicken, daß sie versucht hat, so weit als möglich mit rein kausalen Erklärungen zu kommen, hierbei bleibend Wertvolles geleistet und da, wo sie irrte, durch ihren Irrtum die Grenzen der Kausalerklärung aufgedeckt hat.“

Dieses der Zeit vorausseilende Manifest ist in jeder Beziehung merkwürdig. Merkwürdig die vorlesungsartig klare Anordnung und Einteilung in Paragraphen, die an Spinozas *Ethica geometrico modo demonstrata* gemahnte. Merkwürdig der leidenschaftslose Ton der Beweisführung, die Abwesenheit jeder Polemik, wobei man wiederum an Spinoza denken mochte: *non ridere, non lugere, sed intelligere*. Vor allem aber merkwürdig die Kühnheit von zahlreichen dieser scheinbar so ruhigen Sätze:

„Es darf gesagt werden, daß es jetzt kein der Erfahrung zugängliches Gebiet mehr gibt, das die wissenschaftliche Forschung nicht bereit wäre, zu betreten.“ „Welcherlei Zusammenhänge uns bekannt werden können, ist ohne Vorurteil nicht vorauszusagen; zutrauen sollten wir der Natur jede beliebige Ordnung.“ „Das Gefährliche des Vorurteils liegt wohl gerade darin, daß es nicht als Hypothese vorgestellt wird, sondern daß wir es unwillkürlich als etwas Selbstverständliches in unser Denken aufnehmen.“ „In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist es Mode geworden, Teleologisch als tadelndes Beiwort, Kausal, Ätiologisch (wofür auch häufig Mechanistisch gesetzt wird) als epitheta ornantia zu gebrauchen; die Wissenschaft kennt kein anderes Lob als Richtig, keinen anderen Tadel als Falsch.“

In hohem Grade merkwürdig war endlich das herangezogene Tatsachenmaterial; es zeigte, daß der Verfasser auf jedem Gebiet der Naturwissenschaften zuhause war. Die Erstlingschrift des bis dahin völlig Unbekannten, der sogar den akademischen Grad verschmähte, erregte denn auch gerade bei den Autoritäten der Naturwissenschaften Aufsehen. Der Bakteriologe Buchner begrüßte sie als „eine von dem wüsten Geistertraum der Zuchtwahltheorie erlösende Tat“. Der Physiologe Lereb schloß seine Besprechung mit dem Satz: „Die Teleologie, bisher der Spott der ‚exakten‘ Naturphilosophen, sie hat sich das Bürgerrecht in der Wissenschaft erworben.“ Wilhelm Ostwald sah in ihr einen „Ausdruck für die Ausbildung einer neuen Epoche unter Verlassung der alten Ideale“. Der Botaniker Johannes Reinke betonte in seiner „Einleitung in die Theoretische Biologie“, daß erst Gossmann das Verhältnis zwischen Kausalität und Finalität klargelegt habe. Der Physiologe Von Bardeleben wies „alle Kollegen dringend auf diese Untersuchung Gossmanns hin, die entweder widerlegt oder anerkannt und befolgt werden muß“. Ernst Mach, in seiner „Analyse der Empfindungen“, kann nicht umhin, sich mit den von Gossmann formulierten Begriffen auseinanderzusetzen. Der Physiologe Karl Dppenheimer urteilt: „In diesem kleinen Buch steckt so viel an positiver und kritischer Arbeit, daß es unmöglich ist, all das Neue und Revolutionäre, das der Verfasser in einer fast zu knappen, häufig aphoristischen Form darbietet, auch nur anzudeuten.“ Besonders wertvoll war für Gossmann die Gegenschrift des genialen Pathologen Eugen Albrecht „Gegen die Teleologie“; sie führte zu einer Freundschaft, die nur durch Albrechts allzu frühen Tod getrennt wurde. Unsere ursprüngliche Absicht, die „Elemente“ vollständig in diese Festschrift aufzunehmen, scheiterte an Raummangel; wir mußten uns mit dem Kapitel „Kausalität und Teleologie“ begnügen.

Die hohe Anerkennung, welche die „Elemente der Empirischen Teleologie“ bei den angesehensten Vertretern der Naturwissenschaften fanden, ließ erwarten, ihr Verfasser werde sich der akademischen Laufbahn zuwenden oder zum mindesten auf dem Grenzgebiet von Naturwissenschaften und Philosophie weiterarbeiten. Aber ein Jahr vor-

her (1898) hatte Gossmann ein schmächtiges Bändchen „Aphorismen“ herausgegeben, das bei aller Zurückhaltung mehr Einblick in sein Innerstes gewährte als die „Elemente“. Daß das Aphoristische eine ihm wesentliche Denkform sei, war bereits Oppenheimer aufgefallen; es ist bis heute diejenige geblieben, in der er sich vorzugsweise äußert. Wer diese Sätze mit ihrem sanften Sarkasmus las, konnte schon eher verstehen, warum Gossmann nicht an die akademische Laufbahn dachte: „nach innen fern von allen Parteiungen ein ruhiges, unabhängiges Privatleben führen“ war das Ideal auch seiner Wünsche, wie es dasjenige seines Vaters gewesen war. Er fühlte sich noch zu sehr als Lernenden, als daß es ihm in den Sinn gekommen wäre, schon ein Lehrender sein zu wollen.

*

Um diese Zeit etwa, Sommer 1900, lernte ich ihn kennen, oben in Golln bei dem Musikschriftsteller Arthur Seidl, der die letzten Jahre der einst so ungebärdigen „Gesellschaft“ betreute, bei der Gossmann und ich gelegentlich mitarbeiteten. „Ich möchte Sie mit ihm zusammenbringen,“ hatte Seidl gesagt, „wenn Sie auch das erstemal nicht viel von ihm haben werden; er spricht nämlich in Gesellschaft fast nichts.“ Als ich zu Seidl hinaufkam, waren schon eine Reihe Besucher da, mir alle gleich unbekannt: aber in dem Augenblick, als ich ins Zimmer trat, wußte ich, welcher von ihnen Gossmann sein mußte, und trat auf ihn zu. Schon damals sah er ungefähr so aus, wie noch heute; ich kenne wenige Menschen, die sich im Grunde so wenig verändert haben. Bei Seidl war er in der Tat äußerst schweigsam, aber als ich mich verabschiedete — ich mußte zurück nach Freising, wo ich damals wohnte —, begleitete er mich an den Zug, und unvermerkt waren wir ins lebhafteste Gespräch geraten, über Denker, die uns beide stark beschäftigten, Pascal, Lichtenberg, Emerson, und natürlich über Musik. Als ich allein im Zuge saß, hatte ich Muße, den ungewöhnlichen Eindruck dieser ersten Begegnung zu überdenken. Dabei kannte ich noch keines seiner beiden Bücher.

Die „Gesellschaft“, lange Zeit herausgegeben von ihrem Begründer M. G. Conrad, später von Hans Merian, von Ludwig Jäko-

bowsty, lag nun in den Händen Arthur Seibls, der sich redliche, aber verlorene Mühe mit ihr gab. Ich glaube, wir sprachen auf dem Heimweg auch über die Schwierigkeit, einer Zeitschrift, die nun einmal ein Duzend Jahre unter einer ganz bestimmten Flagge gesegelt ist — bei der „Gesellschaft“ war es der jungdeutsche Naturalismus gewesen — von heut auf morgen ein andres Gesicht zu geben; ahnungslos, daß wir beide schon in zwei Jahren — die „Gesellschaft“ stellte 1902 ihr Erscheinen ein — eine neue Zeitschrift machen sollten.

Die beste periodische Veröffentlichung von München war damals die alle Wochentage erscheinende „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“, als wissenschaftliches Tagesorgan ohnegleichen in Deutschland. Ihr Herausgeber war Oskar Bulle, der aus dem Florentiner Kreis um Hillebrand und Böcklin kam, der spätere Sekretär der Weimarer Schillerstiftung. An ihr arbeiteten Gossmann und ich mit. An der Beilage konnte man lernen, wie eine Zeitschrift gemacht wird. Neben Bulles Zimmer war dasjenige des Freiherrn von Mensi, der das Feuilleton der „Allgemeinen Zeitung“ nicht minder glänzend leitete. Ich erwähne das, weil aus diesem Kreise der „Allgemeinen“ der Stamm der frühesten Mitarbeiter der „Süddeutschen Monatshefte“ hervorging: Eugen Albrecht, Karl Borinski, Lujo Brentano, Karl Theodor von Heigel, Adolf Hildebrand, Georg Kerschensteiner, Isolde Kurz, Paul Marsop, Franz Munder, Karl Eugen Neumann, August Pauly, Helene Raff, Karl Voll, Wilhelm Weigand, Thaddäus Zielinski. Sie alle treten schon in den ersten vier Jahren auf. Doch damit habe ich der Entwicklung vorgegriffen.

Ich sah Gossmann erst wieder bei einem schmerzlichen Anlaß. Am 27. November 1901 stand ein kleiner Kreis der engsten Bekannten und Freunde vor dem Familiengrab in Bogenhausen, in dem die Aschenreste der von uns allen ob ihres gütigen und vornehmen Wesens verehrten Gattin Wilhelm Weigands versenkt wurden. Zu unserer Überraschung ergriff Gossmann das Wort und sprach einen ergreifenden Nachruf. Ich glaube, keiner von uns hatte ihn je sprechen hören. Aber uns allen blieb es unvergeßlich. Er sprach leise, unfeierlich, ohne Pathos, wie im Gespräch, offenbar aus dem Stegreif, wir fühlten

mit, wie sich in seinem Innern die Sätze formten, deren jeder in das unsere traf. Seitdem habe ich ihn noch manchesmal sprechen hören, bei freudigen, bei traurigen Gelegenheiten. Der Eindruck war jedesmal gleich. Abwesenheit jedes rhetorischen Mittels, phrasenlose Einfachheit. Immer sprach er mit seltsamer Bestimmtheit das aus, was wir nur dunkel fühlten, immer kurz, in knappen Sätzen, fast aphoristisch. Ich habe glänzendere Redner gehört, — einen überzeugenderen nie. Wenn er schloß, hatte man das Gefühl, nun sei das Endgültige ausgesprochen, der Gegenstand erledigt.

*

Freitag, den 1. Mai 1903 erhielt ich von Wilhelm Weigand einen Brief, der mit den Zeilen begann: „Gossmann und ich wollen Sonntag nachmittag wieder einmal beraten, wie der süddeutschen Kultur zu helfen sei, und dabei möchten wir auch Ihre Meinung hören. Darf ich Sie bitten, zum See zu mir herauszukommen, vielleicht um drei Uhr, damit wir Zeit haben, das anti-Berlinische Kapitel gründlich zu erörtern?“ Der 3. Mai 1903 ist der Tag, an dem zum erstenmal der Name „Süddeutsche Monatshefte“ ausgesprochen wurde.

Wilhelm Weigand, heute längst eine festumrissene Gestalt der Literaturgeschichte, hatte im Jahre 1891 „Essays“ veröffentlicht, vor allem zur französischen Literatur, die sich neben Karl Hillebrand und Herman Grimm stellen konnten, außerdem einen fränkischen Roman, „Die Frankenthaler“, der seitdem wiederholt aufgelegt, zum dauernden Besitzstand unserer neueren Prosadichtung zählt. In seiner Villa in Bogenhausen mit einer der erlesensten Gemäldesammlungen Münchens, seit dem Tode seiner Frau noch zurückgezogener, ohne Fühlung zu suchen weder mit der älteren noch der jüngeren Dichtergeneration, lebte er seinen Arbeiten und Studien. Sein außerordentlicher künstlerischer Geschmack hatte ihn als Mitglied der staatlichen Ankauflkommission in Beziehung zu den ersten Künstlern treten lassen, sein feines Verständnis für moderne Musik zum Vorsitzenden einer Vereinigung gemacht, die sich deren besondere Pflege zur Aufgabe setzte. Sein Verleger war Georg Müller, der erst während des Weltkriegs viel zu früh seiner Arbeit Entziffene. Lag es nicht nahe, auch die neue

Zeitschrift im gleichen Verlag erscheinen zu lassen? Und doch beschwor gerade dieser scheinbar so günstige Umstand die erste Krise herauf. Denn der sechsundzwanzigjährige Georg Müller, der seinen Verlag am gleichen Tage eintragen ließ, an dem die erste Nummer der „Süd-deutschen Monatshefte“ in allen Buchhändlerauslagen prangte, stand geschäftlich selbst noch auf zu unsicheren Füßen, als daß er das Risiko einer Zeitschrift hätte durchhalten können, die nur sehr langsam Boden gewann. Sein Verlag gab den „Monatsheften“ nicht viel, und die „Monatshefte“ konnten seinem Verlag überhaupt nichts geben.

Als Weigands Mitherausgeber waren außer Paul Nikolaus Gossmann genannt Josef Hofmiller, Friedrich Naumann, Hans Pfizner, Hans Thoma. Naumann, damals noch nicht Reichstagsabgeordneter, stand auf der Höhe seiner Kraft. Daß er gleichzeitig eine eigene Zeitschrift herausgab, „Die Hilfe“, war kein Hindernis einer Mitherausgeberschaft, die sich auf den Namen und einen monatlichen längeren Aufsatz beschränkte. Der Name Naumann war der jungen Zeitschrift unschätzbar, denn er bedeutete nicht nur ein sozialpolitisches Programm, sondern zugleich ein innerpolitisches Bekenntnis: so sehr die Monatshefte in Fragen der Kultur gegen die Vorherrschaft Berlins auftraten, so fest standen sie von Anfang an zum Reich, wenn auch nicht zum „neuen Kurs“. Wenn wir etwas bedauerten, so war es dies, daß Politiker, wie der mit Wilhelm Weigand befreundete Georg Vollmar an einem bürgerlichen Blatte nicht mitarbeiten durften: ein Verbot, das Gossmann nicht nur Vollmars wegen, sondern grundsätzlich, bis zu dessen leider nur kurzen Durchbrechung während des Krieges, als für eine gesunde Innenpolitik verhängnisvoll betrachtete.

Ich selbst bin aufs Titelblatt der „Monatshefte“ gekommen wie der Pontius ins Credo. Der Grund ist mir noch heute unerfindlich: was wollten meine paar Theaterkritiken in der „Allgemeinen Zeitung“ besagen? Gelegentlicher Mitarbeiter, das konnte ich mir vorstellen. Aber gleich Mitherausgeber? Vielleicht war es gut, daß wir so unbeschwert an unsere Zeitschrift herangingen. Jedenfalls hatten schon nach ein paar Jahren Gossmann und ich ein wenig das Gefühl des Reiters überm Bodensee. Denn von der technischen Seite der Heraus-

geberschaft einer Zeitschrift verstanden wir beide so gut wie nichts, und der tatendurstige, aber unpraktische Feuerkopf Georg Müller nicht viel mehr. An dieser Nummer Eins war eine Menge falsch. Wie unglücklich war gleich die Hauptsache, die Type! Wie konnten wir nur so weltfremd sein, eine neue Zeitschrift lateinisch zu setzen! Die grüne Farbe der Umschläge war so dunkel, daß kein Mensch das farbig aufgedruckte Inhaltsverzeichnis entziffern konnte; aber Georg Müller hatte so viel von diesem herrlichen spinatgrünen Papier bestellt, daß wir die Umschläge ein volles Jahr beibehalten mußten. Waren für eine Nummer Eins die Aufsätze von Hans Driesch über Biologie und von Eugen Albrecht über Pathologie, noch dazu unmittelbar nacheinander, nicht zu schwer? Als ein paar Jahre später Ludwig Thoma seine sechs Wochen Haft wegen Beleidigung von Vertretern der Sittlichkeitsvereine absaß, kritisierte er in seinem „Stadelheimer Tagebuch“ am 16. November 1906 unser erstes Heft scharf, aber, und darin glaube ich, würde ihm heute auch Goffmann beistimmen, nicht ungerecht. Er übersah nur eines: daß wir in den drei Jahren seit dem ersten Heft, das er so schonungslos vornahm, zwar sehr viel Lehrgeld gezahlt, aber doch einiges gelernt hatten: unsere Novembernummer 1906 sah aktueller aus, wenn wir auch immer noch ausgesprochene Aktualität eher vermieden als erstrebten.

Süddeutsch: das besagte doch niemals die Einschränkung der Mitarbeiterliste auf Leute, die südlich der Mainlinie geboren waren, sondern ein Kulturprogramm, bei dessen Durchführung willkommen war, wer etwas zu sagen hatte. Das erschien freilich manchen Leuten so seltsam, daß in der Faschingszeitung des „Neuen Vereins“ im nächsten Jahr zu lesen war: „Die Süddeutschen Monatshefte suchen noch einige Duzend norddeutsche Mitarbeiter.“

In welchem Grade vollends der Name Hans Thoma ein Programm war, kann sich heute kein Mensch mehr vorstellen. Er bedeutete die Abkehr von allem, was damals große Mode war, von Berlin und seinen ersten Namen, von seiner Hörigkeit gegenüber den Franzosen. Schon unser erstes Heft brachte von Thoma den Aufsatz „Die Anfänge der Kunst“, bezeichnenderweise nicht lateinisch gedruckt, er

hatte sich Fraktur ausgebeten. Hans Thoma hat in der Folge noch oft in die G. M. geschrieben: den Schriftsteller Hans Thoma herausgelockt zu haben, ist eines von Gossmanns größten Verdiensten. Fast alles, was der wunderschöne Band „Im Herbst des Lebens“ vereinigt, ist zuerst bei uns gestanden; es war jedesmal ein Fest, wenn ein neuer Beitrag in seiner charaktervollen Handschrift einlief. Aber wenn die „Monatshefte“ mit Stolz Thomas Namen auf ihr Titelblatt setzten, hefteten sie sich keineswegs an die Rockschöße eines, und sei es auch nur in Deutschland, vorbehaltlos anerkannten Ruhms. Noch im Oktober 1919 schrieb mir der Achtzigjährige:

„... Schien es mir doch oft, als ob Manche meinten, daß mein ganzer Wert darin bestehe, daß ich zufällig ein Deutscher sei, ja man hat mir darüber manche Sünde gegen den guten Geschmack, manche vermeintliche Unbeholfenheit, manche Verzeichnung nachsichtig beurteilen zu müssen geglaubt. Was habe ich da alles nicht schon hören müssen bis zur Behauptung, daß ich gute Absichten habe, nur schade, daß ich nichts gelernt habe, daß ich weder zeichnen noch malen könne. Es hat mir wohlgetan, daß Sie es so klar ausgesprochen haben, daß ich vor allen Dingen ein Maler sei mit allem Drum und Dran, und wenn ich auch in Frankreich, Japan oder sonst irgendwo statt in Bernau geboren wäre.... Der Beweis, daß ich nebstdem, daß ich ein guter Maler bin, auch ein richtiger Deutscher bin, ist dadurch erbracht, daß mein Schaffen in Deutschland den stärksten Widerstand hervorrief. Meine Bilder wurden fast auf allen Ausstellungen refüsiert, so noch kurz vor dem Krieg von einer Vereinigung, die in Berlin sich gegründet hat, um deutscher Kunst im Ausland wieder mehr Geltung zu verschaffen — sie wies ein Bild, das ich zu einer Ausstellung in Amerika mitgeben wollte, einen Sankt Georg, zurück mit der Begründung, daß es durch seinen blauen Ton die Harmonie der deutschen Bilder stören würde...“

*

Am Weihnachtsabend 1892 schreibt Hans Thoma an Henry Thode:

„Schon oft hatte ich es mir schön gedacht, mit jungen Malern zusammenzukommen mit solchen übermütigen Seelen, wie ich es innerlich in meiner Jugend immer war. Ich suchte danach, aber alle, die ich sah, waren älter als ich — ich Fünfzigjähriger war der Jüngling, nirgends war mehr eine Spur von Torheit in ihnen. Sie wußten es haarscharf, wie die gute Kunst sein sollte. Ich fand nur vertrocknete Seelen — es ist dies wohl Zufall — und es gibt wohl außerhalb Frankfurts noch junge Feuergeister, an deren Feuer noch Gutes reifen kann. Schon gab ich die Hoffnung für Frankfurt auf, da näherten sich mir junge Musiker, ganz junge Menschen, Schüler vom Konservatorium; die kommen voll Vertrauen,

teilen mir mit, was sie geschaffen, spielen mir ihre Lieder, lesen mir ihre Gedichte, weihen mich in alles ein, was ihre tüchtigen jungen Herzen in dichterischer Begeisterung erfüllt. Das kümmert sie gar nicht, ob ich etwas von Musik und Dichtkunst verstehe; ich muß es verstehen, ich soll mich freuen an dem, was sie machen, ich soll es ahnen, wie groß und gut ihre Pläne sind, denen ihre Kunst entgegengeht. Und ich freue mich auch: wo Leben und Jugend spricht, hat alle Kritik ihr Recht verloren."

Eine Anmerkung zu der Stelle nennt den Namen eines dieser jungen Musiker: Hans Pfitzner.

Als einer der ersten erkannte Gossmann Pfitzners Größe. Durch sein Cellospiel in klassischer Kammermusik hatte er früh erfaßt, worin das Organische des Musizierens besteht. Eines Tages, erzählte er mir, als ihm sein Mitschüler Pfitzner vorspielte, sei ihm bestürzend die Einsicht aufgegangen, das sei eine thematische Arbeit wie bei Beethoven. Von diesem Augenblick an wußte er, worin seine Aufgabe bestand: der Vorkämpfer des größten lebenden Tondichters zu werden. Ein Zeugnis dieses Eintretens ist der Essay, den Gossmann 1900 in der „Gesellschaft“ in Bruchstücken, 1904 als Flugschrift herausgab. Das schönste Denkmal dieser Freundschaft aber sind die zwei Gedichte Gossmanns, die Pfitzner 1888/89 vertont hat. Die Ermächtigung, sie an dieser Stelle abzdrukken, verdanken wir dem Verlagshause Adolph Fürstner in Berlin.

Pfitzner lernte ich erst spät persönlich kennen, Thoma überhaupt nie, Naumann sah ich ein einzigesmal. Da ich außer Gossmann der einzige Mitherausgeber war, der in München wohnte, war es, nachdem Weigand als Herausgeber zurückgetreten war, das Gegebene, daß Gossmann und ich regelmäßig zusammenkamen. Wir setzten uns in den Erker Königstraße 103 im dritten Stock, wo Gossmann heute noch wohnt, mit dem schönen Blick über die Baumwipfel des Englischen Gartens. Im Sommer kamen vom Chinesischen Turm her verwehte Weisen des nachmittägigen Konzerts. Auf dem kleinen Tischchen stand der Kaffee, daneben ein Stoß Manuskripte, auf dem Teppich lag Kay, der schottische Schäferhund. Lange noch hatte unsere redaktionelle Tätigkeit etwas Improvisiertes; wir hielten uns für weiß Gott wie fortschrittlich, als wir bei einem kleinen Schwabinger Schreiner für

die angenommenen Manuskripte einen fichtenen Kasten mit zwölf Fächern für die einzelnen Monate hatten fertigen lassen.

Zunächst war ja der Einlauf nicht überwältigend, und ich genoß nebenzu jene schwer zu bezeichnende Freude, die darin liegt, wenn wir allmählich den geistigen Haushalt eines Freundes ein wenig kennen lernen. Wenn ich von Naturwissenschaften nichts, von Philosophie nicht viel verstand, so kam ich bei Lichtenberg, Jean Paul, Dickens, Fontane eher mit. Goffmann ist, selbst für englische Konkurrenten, ungewöhnlich dickensfest: er kennt ihn fast auswendig und Forsters Biographie dazu, weiß, wo jede Figur vorkommt, erinnert sich jeder charakteristischen Situation, zitiert jeden bezeichnenden Ausspruch. Nicht minder genau hat er die Russen gelesen, besonders Dostojewski, und die Franzosen. Durch ihn lernte ich zum Beispiel Maupassant erst richtig kennen. Dies alles jedoch nur zufällig und nebenbei, aus Anlaß irgendeiner talentlosen Novelle, an der er demonstrierte, wie der Autor es hätte machen können. Wie heut erinnere ich mich des strahlenden „Endlich“, mit dem er mir eine frisch eingelaufene Erzählung zum Lesen gab; sie steht im Februarheft 1905: „Wie der Adam starb“ und ist von Frau Auguste Supper, die ebenfalls zu jenen Entdeckungen der Monatshefte gehört, deren sie sich am herzlichsten freuen.

Aber wenn der Einlauf an Manuskripten nicht groß war, so war der Eingang an Abonnements noch geringer, und bald merkte ich, daß sich hinter Goffmanns unveränderlicher Heiterkeit schwere Sorgen verbargen. Sorgen nicht etwa seinetwegen, so berechtigt sie gewesen wären. Aber sich selbst stand er mit spartanischer Bedürfnislosigkeit gegenüber. Er sorgte sich nur um die Zeitschrift und die Gesellschafter. Sein überstarkes Verantwortlichkeitsgefühl verleitete ihn, um Spesen zu vermeiden und sparen zu helfen, dazu, die Kerze an beiden Enden anzuzünden. Jahrelang mutete er sich allein fast die ganze Arbeit von Redaktion und Verlag zu: er war Herausgeber, las den ganzen Einlauf, besorgte ohne Schreibmaschine, eine Zeitlang sogar ohne Hilfskraft, die umfangreiche redaktionelle und geschäftliche Korrespondenz, gab unserer neuen Druckerei, Adolf Bonz in Stuttgart, schrift-

lich und telefonisch die Anweisungen für jedes Heft, las sämtliche Korrekturen, suchte neue Mitarbeiter und Geldgeber zu gewinnen, wurde ein paar Duzendmal im Tage angerufen oder rief selbst an, machte Besuche bei Redaktionen, durfte abendlichen Einladungen im Interesse der Zeitschrift, obwohl zum Umfallen müde, nicht absagen: ich begreife heute noch nicht, daß er unter dieser, ohne ein Wort der Klage, jahrelang geschleppten Last nicht zusammenbrach. Nicht einmal, Duzende von Malen sagte ich ihm: „Herr Gossmann, ich werde den Tag segnen, an dem die G.M. endlich aufliegen und Sie Ihren wissenschaftlichen Aufgaben zurückgegeben werden. Für das alles, was Sie jetzt tun, sind Sie viel zu gut. Ich kann mir Sie schon an Ihrem Schreibtisch vorstellen, aber doch nur für Ihre eigenen Arbeiten, nicht für das Danaidenfaß der Monatshefte. Sie gehören auf einen Katheder! Ich könnte Sie mir sogar noch eher als einen regulierten Chorherrn in einem österreichischen Stift vorstellen, jahrzehntelang mit demselben biologischen Problem beschäftigt, wie der alte Mendel. Alles, nur nicht diese Kuli-Arbeit!“

Unsere Redaktionsräume bestanden in den ersten Jahren aus Gossmanns Arbeitszimmer und dem fünf Schritt langen und einen Schritt breiten Ausgang, in dem das Telefon hing. Von Achtsundentag war für ihn ebensowenig die Rede wie von Urlaub. Er gönnte sich kein sonntägliches Ausspannen. Er allein hat die Zeitschrift in den gefährdeten Jahren, wo jeder Quartalabschluß, jede Gesellschafterversammlung ihr Todesurteil bedeuten konnte, durchgehalten, unter fortwährenden Opfern an Zeit und Gesundheit. Auch in diesem Sinne ist keine deutsche Monatschrift so ausgesprochen das zähe und geduldige Werk eines einzigen Mannes.

Es existiert vielleicht noch da und dort das kleine Heftchen, etwa vom Umfang einer Reclamnummer, vorne Hans Thomas Umschlagzeichnung mit den zwölf Monatsbildern des Tierkreises, das die Inhaltsangaben der ersten drei Jahrgänge enthält. Aus ihm kann man Schritt für Schritt verfolgen, wie sich die Zeitschrift unter Gossmann entwickelte. Bemerkenswert ist, daß er schon vor dem Krieg gern Sonderhefte zusammenstellte.

Der August 1904 bringt unmittelbar untereinander folgende Mitarbeiternamen: Adolf Hildebrand, Hans Thoma, Henry Thode, Wilhelm Trübner, Felix Mottl — welche deutsche Zeitschrift konnte zur gleichen Zeit klangvollere aufweisen? Die Österreicher waren im Juli aufgetreten, im Februar 1905 sandte uns Joseph Viktor Widmann, mit dem wir bis zu seinem Tode herzliche Freundschaft hielten, seinen ersten Beitrag als Vorboten unseres ersten Schweizerheftes, August 1905, dem fortan bis zum Weltkrieg alljährlich ein neues folgte.

Um die Jahreswende 1907 bescherte uns ein gütiges Geschick das Förderlichste, nämlich eine scharfe Konkurrenz, in Gestalt des von Albert Langen ins Leben gerufenen „März“. Die erste Mitteilung traf uns wie eine Bombe. Aber das Herakleitishe Wort, daß der Kampf der Vater aller Dinge sei, bewahrheitete sich auch hier. Gossmann vermehrte noch seine Energie, soweit dies möglich war, und München, das nun zwei rivalisierende Monatschriften besaß, verfolgte ihren Wettkampf beinahe mit dem Interesse, mit dem es die Trabrennen in Daglfing besucht. Wie das Rennen schließlich ausging, ist bekannt: Der „März“ wechselte zuerst die Herausgeber, dann die Erscheinungsweise, er wurde Wochenschrift, endlich den Verlag, um während des Krieges ganz einzuschlafen. Wie war das nur möglich? Damals verstanden wir es alle nicht. Inzwischen ist es mir klar geworden: was dem „März“ fehlte, war ein Gossmann.

Wenn ich auf diese Jahre zurückblide, sehe ich das Entscheidende in Gossmanns Kompromißlosigkeit. Ich wüßte mich nicht eines einzigen Falles zu entsinnen, wo er gegen seine Überzeugung nachgegeben hätte. Er focht jede Meinungsverschiedenheit durch bis zur letzten Konsequenz, ließ sich in dem, was er für richtig hielt, auch vom Aufsichtsrat nichts dreinreden, und beantwortete einen gut gemeinten Versuch, ihn durch Majoritätsbeschluß zu binden, mit der Kabinettsfrage, zu einem Zeitpunkt, der für ihn persönlich nicht ungünstiger hätte sein können. Wenn eine Entscheidung in der Luft lag, provozierte er sie eher, als daß er ihr auswich. Er ließ es immer aufs Äußerste ankommen, und diese seine Eigenschaft vor allem, glaube ich, hat die „Monatshefte“ gerettet. Als am 8. Februar 1913 Friedrich Naumann wegen eines antidemo-

kratischen Aufsatzes von Professor Voehlmann die Mitherausgeber-
schaft niederlegte, druckte Goffmann Naumanns Brief ohne ein Wort
des Kommentars ab. Er hatte von je im Fraktionszwang den Krebs-
schaden der Volksvertretung erblickt und verzichtete lieber auf Friedrich
Naumann als auf seinen Grundsatz, jede Meinung in den „Monats-
heften“ zu Worte kommen zu lassen.

War die Entwicklung der Zeitschrift bis August 1914 eine stetige
Aufwärtskurve, so stellte der Kriegsausbruch ihren Herausgeber so-
gleich vor folgenschwere Entscheidungen. Ohne Goffmanns geistesge-
genwärtigen Entschluß, sie als ein politisches Kampfmittel weiterzu-
führen, hätte sie das Ende des Krieges schwerlich erlebt. Wer ihre Be-
deutung am raschesten erfaßte, war der Schützengraben: keine andere
Zeitschrift wurde draußen so viel gelesen.

Vom ersten Tage des Krieges an betrachtete Goffmann seine Tä-
tigkeit als einen ihm angewiesenen Posten und wies jedem Mitarbeiter
den seinen an. Darzustellen, wie aufregend und aufreibend die kommen-
den Jahre waren, überschreitet die Absicht und den Rahmen dieser
Festschrift. Wir wußten nie, ob wir im nächsten Monat noch erschei-
nen könnten. Ein einzigesmal wollte sogar Goffmann seinen Posten
verlassen. Das kam so.

Im Vorwort des Juniheftes 1915 stehen folgende Sätze von ihm:

„Wir haben einige Leute, die die Politik nur wirtschaftlich betrachten. Für
sie wird der Krieg mit Italien kein Erlebnis sein. Sie wundern sich nur, daß die
Trentiner Weinbauern ihren Vorteil so schlecht kennen und daß die Italiener,
die ihren eigenen Boden noch lange nicht urbar gemacht haben, fremden Boden
haben wollen. Moralische Erlebnisse gibt es für solche Leute nicht; sie erkennen
das Sittengesetz an, aber sie wären von sich aus nicht darauf gekommen, daß es
eines gibt.“

Für uns andere ist dieser Krieg ein moralisches Erlebnis, und zwar das
abscheulichste unseres Lebens. Bei allem Streben nach Besonnenheit und politischer
Einsicht kommt für fühlende Menschen der Punkt, wo ihnen der Unterschied zwi-
schen Ameisenstaat und Menschenstaat aufgeht. Aufopferung für die eigene, Feind-
schaft gegen die fremde Volkswirtschaft hat die Ameise in unübersteigbarem Maß.
Aber sie hat wohl nicht die Fähigkeit, über allen Freundschaften und Feindschaften
und durch sie hindurch einen Punkt zu sehen, wo Freud und Leid, Macht und
Schwäche gleichgültig werden, gleichgültig der Zusammensturz der Welt gegenüber
dem Zusammensturz des Sittengesetzes.

Einen solchen Augenblick erlebten die Burgunder, als sie, zur Freudenfeier an Eghels Hof geladen, im Festsaal versammelt, sahen, daß sie verraten waren und als, da alle ehrlichen Angriffe an ihrer Heldenkraft zusammenbrachen, der Saal an den vier Ecken angezündet wurde:

Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edelen Ritter gut,
wen der Durst nun zwingt, der trinke hie das Blut:
das ist in solchen Nöthen noch besser denn der Wein!
für Trinken und für Speise kann nichts anderes uns mehr sein.“

Einen solchen Augenblick erleben die Deutschen jetzt. Alle Überlegungen müssen jetzt schweigen. Jeder Mann, der kein „Intellektueller“ ist, muß sich stellen. Erwägungen von Unabkömmlichkeit und Unerfeglichkeit sind vorbei. Unabkömmlich und unerfeglich ist jeder und keiner. Mag einer für Wissenschaft und Kunst die höchsten Gaben besitzen, nichts Höheres kann er in seinem Leben leisten, als einzustehen für das in den Staub getretene Sittengesetz.“

Unterm 31. Mai 1915 finde ich in meinem Tageskalender den lakonischen Eintrag: „Mit Gossmann und Pflaum Obertwiesensfeld.“ Dr. Pflaum war damals Lazarett-Inspektor, und durch seine Vermittlung hoffte Gossmann beim Militär genommen zu werden. Einen langen Nachmittag hindurch gingen wir von einer Ersatz-Abteilungs-Kanzlei zur anderen. Er fand, nun müsse sich jeder melden; es habe keinen Sinn mehr, eine Zeitschrift herauszugeben. „Mir ist es gleichgültig, wohin sie mich stellen, wenn sie mich nur brauchen können. Ich mache ihnen den Schreiber, ich putze Korridore, ich mache Stalldienst, am liebsten ist es mir, sie schicken mich an die Front, ich gehe überall hin, nur nicht in die Etappe.“ Als er überall abgewiesen wurde, war er deprimiert und schwieg in sich hinein.

*

Je ausgeprägter der Charakter eines Menschen ist, desto ausgeprägter wiederholen sich auch seine Erlebnisse mit der Mitwelt und die Art, wie er auf sie reagiert. Er könnte nicht anders, selbst wenn er wollte. Er wollte nicht anders, selbst wenn er könnte. Sein Handeln entspringt nicht einem Belieben, sondern der Notwendigkeit seines Wesens.

Nichts hat Gossmann von je so widerstrebt wie Polemik. Er spricht aus, was er für richtig hält, und nennt, was falsch ist, falsch. Hat er den Eindruck absichtlicher Verschleierung des Tatbestandes, so

macht er durch Veröffentlichung sämtlicher Dokumente mit einem Schlag reine Luft und reinen Tisch. Dies Experiment, das er bisher nur in corpore vili, zum Beispiel gegenüber Plagiaten, gemacht hatte, sollte sich während des Krieges in einem überaus kritischen Augenblick bewähren.

Sonntag, den 23. Juli 1916, saß ich mit Gossmann und meiner Schwester im Zuge zwischen Buchloe und Memmingen. Als wir endlich im Abteil allein waren, sagte er: „Ich muß Ihnen etwas mitteilen. Was wir so oft gefürchtet haben, trifft ein: Die ‚Süddeutschen Monatshefte‘ werden voraussichtlich bis zum Kriegsende nicht mehr erscheinen. Man verdächtigt den entlassenen Tirpitz, und er kann sich nirgends wehren. Seinen Briefwechsel mit Bethmann drucke ich im nächsten Heft, ohne ihn der Zensur überhaupt vorzulegen, weil sie die Veröffentlichung nie genehmigen würde. Das können sich die Berliner nicht gefallen lassen. Das Mindeste, was sie tun werden, ist, daß sie die Zeitschrift verbieten, und zwar auf Kriegsdauer. Von mir aus sperren sie mich ein.“ Es war das Stärkste, was er bis dahin gewagt hatte. Im November endete der aufsehenerregende Prozeß mit Gossmanns glänzendem Sieg. Die „Monatshefte“ wurden zwar nicht verboten, aber unter Vorzensur gestellt, was viele Schereien zur Folge hatte, aber im Verhältnis zum begangenen Delikt nicht als Strafe erscheinen konnte, sondern lediglich als Schikane. Von da an konnte Gossmann seine Ansicht oft nur noch indirekt, in Form einer kaum noch faßbaren Ironie, aussprechen, was der Zensur gegenüber ein Vorteil, der Leserschaft gegenüber ein Nachteil war; denn beide waren ausgesprochen unironisch. Und doch war es das kleinere Übel; denn von ihrem Nichterscheinen zwei Jahre hindurch hätte sich die Zeitschrift nie mehr erholt, sie hätte 1918 wieder von vorne anfangen müssen, was vollkommen unmöglich gewesen wäre. Andererseits ist das Vorkommnis kennzeichnend für Gossmanns Gleichgültigkeit gegenüber seinem persönlichen Ergehen: ohne Zeitschrift wäre er auf der Straße, zwölf Jahre seines Lebens wären verloren gewesen.

Die Zeit während der Münchner Räterepublik ist ein Kapitel für sich. Wer z. B. das Februarheft 1919 mit Gossmanns Beitrag

„Was nun?“ heute zur Hand nimmt, muß sich wundern, daß er überhaupt noch lebt. Eine schärfere Herausforderung des gefährlichsten der damaligen Diktatoren läßt sich nicht denken. Dabei fiel es Gossmann nicht ein, nach berühmten Mustern die Wohnung zu wechseln. Hätten sie ihn als Geisel holen wollen, sie hätten ihn jederzeit angetroffen.

*

Der Krieg ist zu Ende: hatte damit nicht zugleich die Kriegsgestalt der „Süddeutschen Monatshefte“ ihre Daseinsberechtigung verloren? Jeder andere Herausgeber hätte sich vermutlich auf diesen Standpunkt gestellt und die Zeitschrift wieder friedensmäßig umgestellt. Gossmann blickte tiefer. Er erkannte, daß der Krieg alles andere war als beendet, weil das Diktat von Versailles alles andere als ein Friede. Solange die Politik der Gegner im wesentlichen die Fortsetzung des Krieges mit veränderten Mitteln ist, ist die Aufgabe der Zeitschrift im wesentlichen die Fortsetzung der Kriegshefte mit veränderten Gegenständen. Gossmanns politische Tätigkeit war nicht abgeschlossen. Sie begann erst. Sein Werk nach Versailles gehört für alle Zeiten der deutschen Geschichte an. Er, Paul Nikolaus Gossmann, eröffnet den Kampf gegen die Lügen, denen wir Versailles zu verdanken hatten: die Greuelliügen, die Zerstörungslügen, die Koloniallügen, die Schuld-lügen. Daß er in diesem Kampfe wieder allein stand, daß ihn vor allem keine amtliche Stelle irgendwie unterstützte, konnte ihn nicht beirren. Von diesen seinen politischen Aufsätzen mußten wir leider des Umfangs halber eine Anzahl für eine spätere Veröffentlichung zurückstellen. Am meisten bedauern wir, daß aus diesem Grunde Gossmanns persönlich und sachlich gleich bedeutendes Schlußwort im Dolchstoß-Prozeß nicht untergebracht werden konnte: es füllt im Januarheft 1926 über 30 enggedruckte Seiten, die sich in unserm Bande verdoppelt und dadurch noch viel mehr seiner sonstigen Beiträge hinausgedrängt hätten.

Wer Gossmanns Leistung als Organisator und Herausgeber seiner Zeitschrift überdenkt, wird überhaupt kaum begreifen, wie er es fertig gebracht hat, zugleich einer ihrer fleißigsten Mitarbeiter zu werden, und zwar, mit zunehmenden Jahren, in doppelter Richtung. Seine